

„Station X“ Der Zug fuhr in die Halle. Ein schlanker, hochgewachsener Mann stieg aus und rief nach einem Gepäckträger. Als er sah, daß die weni- gen dienstbaren Geister beschäftigt waren, nahm er selbst seinen kleinen, eleganten Koffer nebst Plaid und Schirm in die Hand und ging durch das Bahnhofsgebäude nach der Seite hin, wo die Droschken standen.

„Alles noch wie damals. Hier weni- gstens, auf dem Bahnhof, und soweit sein Blick reichte, hatte sich nichts ver- ändert. Nichts, als er selbst. Das be- wies ihm das Riechertennen der Leute, an denen er vorüberfuhr, und mit denen er doch vor Jahren so oft geplaudert hatte. Es gab nicht viel Abwech- selung in dieser kleinen Stadt, beson- ders nicht für solche, die, wie er da- mals, mit jedem Pfennig rechnen muß- ten und sich nicht das geringste Ver- gnügen gönnen konnten. Diese pilger- ten dann hinaus nach dem kleinen Bahnhof, um Menschen und etwas von dem draußen pulsierenden Leben zu sehen.

Unter diesen Menschen hatte auch er oft gestanden mit der Sehnsucht nach dem vollwertigen, gut ausgeübten Leben im Heren, mit dem Drang nach allem Schönen und Großen in der Seele, den weitestgehenden Plänen im Kopfe und eine Zukunft vor den Augen, die zu erreichen er sich stark und kräftig genug fühlte, trotz aller Sorgen, Noth und Enttäuschungen, in denen er lebte.

Er wollte noch einmal das niedrige Zimmer betreten, in dem er gebungert und gefortzen und trotzdem mit leuchtenden Augen und klopfenden Pulsen das erste Werk geschrieben, das ihn dann berühmt gemacht hatte.

Die Droschke hielt. Das Haus stand wirklich noch. Es hatte dieselbe schgraue Farbe von damals, die er nicht leiden mochte, weil es die Farbe seiner treuesten Begleiterin, der Sorge, war.

Er klingelte. Es wurde ihm geöff- net. Da stand seine Wirtin ganz wie in früherer Zeit; die Jahre schienen spurlos, wie so oft bei alten Leuten, an ihr vorübergegangen zu sein. Die Haare etwas weißer, der Rücken etwas runder, das war alles; sonst war es noch dasselbe freundliche Gesicht mit den guten Augen.

Sie sah den großen bärtigen Mann mit den melancholischen Augen er- staunt an. Noch mehr erstaunte sie, als er nach der Dachkammer fragte. Sie war zufällig vor wenigen Tagen frei geworden. Aber was wollte er, der vornehme Mann, damit?

„Ich möchte mir das Zimmer an- sehen — für meinen Koffer.“

Run ging sie voran, und er folgte. Als sie oben an der kleinen Treppe an- kamen, die zu dem Stübchen hinauf- führte, stieg die Erinnerung so heiß in ihm empor, daß er mit den Worten: „Die Stube ist wohl offen?“ die Frau zur Seite schob, rasch an ihr vorbeis- chritt, in die Stube hinein.

„Gingetretten, schob er den Riegel vor, er wollte — er mußte allein sein. ...“

Er sah sich im Zimmer um. Genau wie damals! Nichts hatte sich verän- dert. Dieselben Möbel und genau so aufgestellt wie zu seiner Zeit. Dasselbe Unthier von einem Schreibtisch, das die Wirtin auf seine Bitte bei einer Auction erstanden, und an dem er tage- und nachtelang in fliegender Hast im Banne seiner Hoffnungen und Ent- würfe gearbeitet hatte. Das war ein stummes Wiedersehen nach zehn Jah- ren, das doch so Vieles sagte.

Von Ergreifenheit übermannt, sank er auf den Sessel vor dem Schreibtisch und legte einen Augenblick den Kopf auf die abgegrabte Tischplatte; dann stand er auf und ging der Thür zu. Die Motten waren immer noch in dem alten grünen Blüschtopf. Und auch die schlechten Delldruckbilder, die mit ihren gelben Farben so oft seine Augen verletzt hatten, waren noch da. Auch der halbblinde Spiegel, vor dem man immer Kunststücke machen mußte, um sich darin sehen zu können, hing noch an derselben Stelle.

Die zehn Jahre waren wie zehn Tage über diesen Raum hinweggegangen.

Ein wiederholtes Pochen an der Thür mahnte ihn daran, daß er kein Recht habe, hier allein zu sein.

Noch ein Umschauen, ein Aufat- men, und er öffnete die Thür.

An dem misrauschen Gesicht der alten Frau konnte er deutlich die Ver- urtheilung seiner Dreistigkeit erkennen, aber es war ihm gleich; was er gewollt, hatte er gehabt — das ungestörte Wie- dersehen.

Er murmelte eine Entschuldigung. Da fiel sein Blick auf den grünen Ra- chelofen, dessen Größe in gar keinem Verhältniß zu der kleinen Stube war und der da, wie mitten ins Zimmer hineingefchoben stand — breit, an- spruchsvoll:

„Macht der Ofen noch — auch?“ verbesserte er sich aber schnell.

„Manchmal,“ versetzte die Frau zag- haft.

„Na na, Frau Weller, er wird sich wohl nicht viel gebessert haben.“ lachte er und schlug mit der flachen Hand auf die grünen Radeln.

Frau Weller rief die Augen noch weiter auf und fragte überrascht:

„Der Herr kennen mich?“

„Freilich kenne ich Sie und weiß, daß Sie eine ganz prächtige Frau sind. Sehen Sie mich einmal genau an!“ — un- er drehte sich nach allen Seiten und ließ sich beschauen.

# Sonntags-Blatt

## Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. B. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 25. Oct. 1901

Jahrgang 22 No. 8.

Sie überlegte ... Nein, sie hatte nie einen Herrn gekannt mit solchem stätlichen Vollbart.

Er nahm die Brille ab und strich sich mit der Hand den Bart weg. Da stieg ihr die Erinnerung auf an einen blauen, jungen Menschen, der ihr immer so leid gethan — und als er nun gar, ihren Ton nachahmend, rasonnirte: „Aber erbarmen Sie sich, das geht ja nicht, zu nachtschlafender Zeit arbei- ten in dem kalten Zimmer! ...“ Du liebes Gottchen, Sie machen sich ja ganz zu Schanden,“ da wußte sie auch, wer er war.

Sie schlug die Hände freudig zusam- men und rief:

„Sind Sie es denn wirklich, Herr Nagel? Und Sie thun mir alten Frau die Ehre an?“ — dabei kolkerten ihr auch schon die Thränen über die Wangen.

Die ehrliche Freude der braven Al- ten that ihm wohl. Nicht allzu oft im Leben war er auf echtes Gefühl gesto- ren. Er nahm ihre beiden Hände und drückte sie herzlich.

„Ja, ja, ja, ich bin's. Ich wollte gern noch einmal im Leben dieses Zim- mers wiedersehen.“ Und ihr enttäusch- tes Gesicht gewandend, setzte er schnell hinzu: „Und Sie natürlich auch, Frau Weller.“

Dann wollte er gehen, aber sie ließ ihn noch nicht los; erst mußte er ihr erzählen, von seinem Glück und wie alles gekommen sei. Und als er nun gar noch sagte, daß er hier, in diesem Zimmer, an diesem Schreibtisch, den Grundstein zu seiner jetzigen Berühm- heit gelegt hatte, da strahlte Frau Weller's Gesicht vor Stolz und Freude.

Doctor Nagel sah nach der Uhr, er mußte eilen, sonst fuhr der Zug weg.

Heimlich nahm er einen blauen Schein aus seiner Brieftasche, und ihn Frau Weller in die Hand drückend, bemerkte er lächelnd: „Alte Schulan, Frau Weller, herzlichen Dank, und Gott befohlen!“

Langsam schlenderte er dem Bahn- hof zu, nach rechts und links sehend. Lauter unbekannt Menschen, die neu- gierig dem Fremden nachsahen; sie interessirten ihn nicht weiter. Er hatte sonst gar keine Anknüpfungspunkte mit dieser Stadt als das Stübchen und die Erinnerung an schwere Zeiten.

Waren sie wirklich so schwer ge- wesen? Hielt er jetzt das Glück? Sonder- bar! Es dünkte ihm, als ob er vor zehn Jahren, trotz aller Sorgen und Ent- behrungen, in der schmucklosen, dürf- tigen Dachkammer sich freier und glück- licher gefühlt hätte als heute. Die Augen hatte ihren verklärten Schim- mer über die durchdachten Jahre ge- worfen.

### Das Schnupftuch.

Von Jose Chegarah.

„Jetzt, wo die Mutter fort ist, wol- len wir ein bißchen mit einander plau- dern. Was, Du bist schlfrig? Na, lange wird's ja nicht dauern, ich will ja doch nur über die Sache reden, die Du für morgen Früh vorhast. Du hast gar nichts vor? Wirklich? Und das Duell mit Chueca? Du siehst, ich weiß Alles. Aber so lange ich es verhindern kann, werde ich's thun. Ich bin fünfundsichtig Jahre, aber, ehe Du Dich mit Chueca siehst, sollst Du mit mir zu thun haben. Komm' set' Dich her. Es ist also wahr? Wegen eines Weibes, wie die Rosalba? Eine Tänzerin! Und über's Schnupf- tuch wollt ihr Euch schreien? Geh, steh' mal auf, mein Junge. Dort die Sta- fette, die bring' einmal her. Öffne sie, ja, denn meine Finger sind schon zu spröde dazu. Briefe! — Du lächelst. O nein, es sind keine Briefe, wie Du glaubst, die hab' ich alle verbrannt, das Du auf die Welt kamst. Du siehst auch, es ist eine Männerchrift. Und da? Ein Schnupftuch. Sehr vergilbt schon, nicht wahr? Und ein Loch mit- tendurch. Ich will Dir die Geschichte dieses Schnupftuches erzählen. Du siehst wie auf Kohlen. Du machtest fort und Dich legen. Thut nichts, Du bleibst hier und hörst zu.“

Was für ein Monogramm trägt das Schnupftuch? „J. B.“ Janobst. Juan Valbara, so hieß er, und von Juan Valbara sind alle die Briefe hier, denn er war mein Freund, mein bester, der einzige, den ich jemals im Leben be- sah. Wir kannten uns von Kindes- beinen auf. Unsere kleinen Güter stießen aneinander. Er war ein lieber, glücklicher Junge. Glücklich als ich, in Allem. Beide Eltern lebten ihm, nur waren beide gestorben. Ich lebte nur bei meinem Onkel, der mich nicht verstand, der, weil ich am Reiten und Jagen und Hezen keine Freude hatte, mich ein Mädel schalt, und den ich fürchtete — statt ihn zu lieben. Juan Valbara war der einzige Umgang, den ich da hatte. Und eines Tages verlauf-

ten die Valbaras ihr Gut und zogen nach Madrid. Juan war glücklich, ich weinte über das Unglück.

Lach nur, ich komme gleich auf das, was Dich angeht. Ich wurde krank. Schwer krank. Man wollte einen Profe- sor consultiren. So kam ich in die Stadt. Die Kur wird langwierig sein, sagte der Arzt, ich quarantirte mich also bei den Valbaras ein, die es nicht dulden wollten, daß ich anderswo woh- ne. Das war die glücklichste Zeit mei- nes Lebens, bis — bis die Muraccia kam. La Muraccia, die berühmte Tänz- erin, die die ganze Stadt verrückt nach ihr machte, die ganze Männerwelt, vom Könige an bis zum letzten Handwerker hinab. Es war ein Taumel, von dem auch ich ergriffen wurde, ebenso wie die Valbara. Natürlich kümmerte sie sich um keinen von uns Beiden. Diefe Art Weiber kennen nur eines: Reich- thümer, Diamanten und Draken. Wir waren nicht reich und nicht verberbt ge- nu — für so ein Weib. Aber sie amüfirte sich mit uns im Kreise ihrer Galane, denn je größer die Herde ihrer Anbet- er war, um desto mehr Reclame machte es ja für sie. Oft und oft war unsere, Valbaras und meine Freundschaft die Zielscheibe des Spottes. Da, ohne daß wir es wußten, wettelte Einer mit der Muraccia um ein Paar topbarer Dia- mantentourons, daß es ihr nicht gelin- gen werde, unsere Freundschaft zu zer- stören. Lachend nahm sie die Wette an. Denn es gab nichts, was sie um den Preis von Diamanten nicht ge- than hatte, dieses Weib!

Zuerst versuchte sie Juan eifersüchtig auf mich zu machen, aber das glückte ihr nicht. Dann bedachte sie sich an- ders. Sie machte sich blüßlich an mich, that mir schön, fuhr mit mir aus, gab mir Hoffnung, meine Liebe erhört zu sehen, nein, mehr als erhört, wirklich erwidert, so daß ich vor Glück und vor Selbstliebe nicht wußte, was thun, da plötzlich war's aus und sie begann mit Valbara dasselbe Spiel.

Anfangs begriff ich es nicht. Ich ging zu ihr hin und wurde nicht ver- lassen und dann — fuhr sie mit Juan plauzieren.

Ich war außer mir; wie gebrochen; und da sprach irgend Jemand über mich und Valbara und bebauerte mich und lachte. Ich war damals achtzehn Jahre alt, zum erstenmal verliebt, denn mit mir's da, daß ich halb wahninnig wurde.

Ich ging wieder nach dem Hause der Muraccia. Sie war nicht da. Das that nichts, ich warte. Stunden per- gehen auf Stunden. Niemand kam. Aber ich warte weiter. Lange nach Mitternacht war's, da hielt ein Wa- ren vor dem Hause. Sie kam und Valbara mit ihr. Was ich da gesagt, wie ich gedroht, was Alles geschehen, ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß er mich auf einmal an dem Arme faßte wie mit einer eisernen Klammer und mich hinausjoh. Ich wehrte mich wie ein Verzweifelter, ich nannte ihn einen Schuft, einen Dieb, was weiß ich noch Alles. Er reagirte nicht. „Geh' nach Haus,“ sagte er. „Du bist nicht bei Sinnen.“ Das empörte mich nun erst recht. Ich hob meine Hand und gab ihm einen Schlag in's Gesicht. Und da, da faßte er mich, hielt mich fest, fest an den Armen, hob mich auf und trug mich buchstäblich die Trepp- en hinab und setzte mich vor die Thüre. Ich wagte nicht mehr, ich tobte nicht mehr, ich biß mir nur auf die Lippen und küßte einen tiefen Schmerz. Ich ging in's nächste Hotel. Zu Valbaras zurück konnte und durf- te ich doch nicht mehr. Ich schrieb ihm, wo seine Zugen mich treffen könnten. Aber ich wartete umsonst. Er schickte sie nicht.

Da suchte ich ihn selbst auf. In Cafe. Er saß dort und spielte mit zweien seiner Freunde Karten. Ich trat auf ihn zu und fragte ihn, ob er gesonnen sei, für den Schlag, den ich ihm in's Gesicht gegeben, Genußgattung zu fordern, ja oder nein. Er sah mich durchdringend an. „Ich weiß nichts von einem Schläge,“ sagte er dann. „Nicht!“ Ich schrie ich auf. „Nein, dann leugne auch diesen,“ und wieder schlug ich ihm mit geballter Faust in's Gesicht.

Tödtlich wurde er. Einen Augen- blick schien es, als wollte er sich auf mich hüngen, aber er hielt an sich. Er verbeugte sich leicht und — „es ist aut,“ sagte er. „Sie werden von mir hören.“

Eine Stunde darauf waren seine Zeugen bei mir. Ich nannte die mei- nen und verlanate von ihnen die denk- bar schärfsten Bedingungen.

Am nächsten Tage fand das Duell statt. Das spanische Duell, das Du kennst. Eine Pistole scharf, eine blind geladen. Schießen über das Schnupf- tuch. Mir war es recht. Ich wußte, ich würde fallen. Ich wußte, Valbara würde die scharfgeladene Pistole ziehen

und mich niederschießen. Er war ja immer der Glückliche.

Wir wählten, stellten uns auf und Valbara gab seinen Zeugen sein Schnupftuch. Die Zeugen hielten es aufgespannt zwischen uns. Beim Kommando „Drei!“ sollten wir durch's Schnupftuch durchschießen. Dasselbe Schnupftuch, das Du hier in der Hand hast. Das Kommando erscholl, der Schuß trachte und — Valbara, er, mein Freund, mein ein- ziger, bester, liebster Freund, lag da, von einer Kugel getroffen.

Ich schrie laut auf vor Entsetzen und warf mich über ihn.

„Juan! Juan!“ rief ich.

Er öffnete mühsam die Augen, lä- chelte, brühte mir leise die Hand und starb.

Starr vor meiner Hand. Ich war sein Mörder. Und bis heute hab' ich den Schmerz nicht verwunden und nagt die bittere Reue an mir. O, er war doch der Glücklichere gewesen, denn er war gestorben. Gieb mir das Schnupftuch, armer Junge.

Wie? es ist feucht und Du hast ge- weint. O, dann ist Alles aut. Geh', geh' zu ihm hin, zu Deinem Freund Chueca und bitte ihn, er soll Dir verzei- gen, die Weiber sind es nicht werth, daß wir Männer Kopf, Herz und Le- ben um sie verlieren!“

### Sein Sensationsartikel.

Von M. E. Hoessel.

Der „alte Fred“ war in allen Zeit- ungsredaktionen New York's be- kannt; seinen richtigen Namen wußte jedoch Niemand. Er kam immer zur ungünstigen Zeit, wenn der „City Editor“ am meisten beschäftigt war und die „Form“ bald geschlossen wer- den sollte. Er hatte stets einen „Sen- sationsartikel“ zu verkaufen, d. h. er allein nannte seine Sachen so. Er schrieb über Nichts als Finanzsachen; immer sah er eine Finanztrift vor- aus. Er hatte ein erstaunliches Ge- dächtniß, wußte stets genau, wie viel Geld im Schachamt war, und konnte Wort für Wort die „Finanz- Revue“ citiren. Alles Andere inter- essirte ihn nicht, kaum las er die Ueberschriften eines sensationellen Nordberichts. Aber Berichte eines Banktrachs verschlang er.

In der Nacht nach dem sensationel- len Johnson-Mord kam der „alte Fred“ in den Redaktionsaal einer Morgenzeitung und schlängelte sich an das Pult des City Editors heran. Mit dem unterwürfigen Wesen, das er sich infolge der traurigen Lage, in die ihn seine Verfeßtheit auf Artikel, die Niemand haben wollte, gebracht hatte, sprach er demüthig: „Herr Horst, entschuldigen Sie, daß ich Sie unter- breche, aber ich habe einen sensationel- len Artikel hier über den Export des Goldes aus den —.“ Der City Editor fuhr auf: „Um's Himmelswillen, Fred, der spricht denn jetzt von Gold- export? Wir haben heute Nacht nicht einmal Zeit und Platz genug für den großen „Woodie“ Kapitän Tater's. Wir haben alle Hände voll mit dem Johnson-Mord zu thun.“

„Na, aber am 16. wurden von New York \$3,562,840 verschickt und —“

„Das genügt, Herrgott, muß Ihnen der Kopf wehe thun, — all das Zeug drin zu behalten! Warum bringen Sie dies keiner Finanzzeitung?“

„Wenn man kein Bankier ist, wird man da auch nicht beachtet.“

„Adieu, Fred, ich habe keine Zeit. Finden Sie aus, wer Johnson ermor- det hat und Sie sollen fürstlich bezahlt werden.“

„Ich bin kein Detektiv, Herr Horst.“

„Schön. Adieu.“

„Sie werden einmal froh sein, wenn Sie zuerst einen Sensationsartikel von mir bekommen.“

„Hoffentlich Adieu jetzt.“

Der alte Mann schlich betrübt da- von, und nachdem er in anderen Re- daktionen Aehnliches erlebt, ging er noch betrübter nach Hause. Er wohnte in einem elenden Loch in Pearl Street, das dürftig, möblirt war. Zeitungs- auschnitte mit Zahlen bedeckten die Wände. Niedergeschlaen setzte er sich auf einen Stuhl mit halb zerbrochener Rücklehne, starr vor sich hin und be- gann zu schreiben. Zahlen auf Zah- len entkamen unter seiner Feder, ab und zu rief er „Großartig, großartig, und endlich murmelte er: „76 Mil- lionen 940,640, — und doch wollen sie es nicht haben! Aber eines Tages werden sie einen Sensationsartikel von mir nehmen, und ich werde sie in Er- staunen setzen, aufrütteln, erschüttern!“

„ \* \* \* „

Eines Sonntags Abends kam der alte Fred wieder zu Horst.

„Hallo, Fred.“

„Guten Abend, Mr. Horst, sind Sie sehr beschäftigt heute Abend?“

„Sonntags ist nie viel zu thun. Aber sagen Sie mir um Gotteswillen nichts über die Finanzlage des Lan- des. Dafür hab' ich keine Zeit.“

„Aber ich habe etwas ganz Sensa- tionelles für Montag, Wall Str.“

„Um's Himmelswillen, Fred, fan- gen Sie nicht damit an. Betommen Sie denn das gar nicht satt? Sie können doch das nicht lange mehr fo treiben! Wissen Sie nicht, daß Wan- derbilt erst neulich gesagt hat, daß ihn die Beschäftigung mit Zahlen, daß seine Millionen ihm melancholisch ma- chen?“

„Mr. Horst, ich bin ein alter Mann, und Sie sollten keinen Scherz mit mir treiben. Gerade jetzt nicht, wo ich so niedergedrückt bin von etwas, das lange un mir als traurige Erinne- rung in mir lebte und nun zur Schwere- rung meiner Bürde geworden ist. Treiben Sie keinen Scherz mit mir.“

Horst sah den alten Mann voll Mit- leid an. „Fred, so habe ich's ja nicht gemeint. Es thut mir Leid, wenn Sie Sorgen haben, und so viel ich kann, will ich Ihnen helfen. Wo kom- men Sie denn her, alter Junge?“ Er fühlte zum ersten Mal etwas wie In- teresse für diesen Träumer im Stro- me des Lebens.

„Ich kam vor sieben Jahren aus Chicago. Ach, Horst, da waren an- dere Zeiten. Ich schrieb für den Wo- chensrecord, und der Editor sagte oft, ohne mich könne er nicht fertig werden. Erinnern Sie sich, daß vor zehn Jah- ren ein Artikel durch die Presse ging, der bewies, daß Englands Schuld größer war, als das ganze gepräge Geld in der Welt?“

„Ich erinnere mich dunkel.“

„Sehen Sie? Der war von mir. Und jetzt habe ich wieder einen Artikel, der solche Sensation erregen wird. Er schließt Millionen, 500 —“

„Das genügt. Ich kann ihn nicht brauchen.“

„Nun ja, Sie drucken bloß Sachen für Leute, die nicht denken. Aber bald bringe ich Ihnen einen Artikel, den Sie sicher nehmen werden.“

„Um wie viel Millionen wird sich's handeln?“

„Nicht um einen rothen Cent.“

„Ah, das interessirt mich.“

„Sie werden nicht nur interessirt, sondern paff sein.“

„Wann schreiben Sie ihn?“

„Ich weiß noch nicht, aber Sie wer- den erkaunt sein, was für Sensation ich machen kann, und in allen Zeit- ungsufficiens wird man darüber reden, und die ganze Stadt wird begierig sein, mehr von dem Schreiber zu hö- ren.“

„Schön, bringen Sie ihn nur her.“

„Nein, ich werde ihn weder bringen noch senden.“

„Wie soll ich ihn denn dann bekom- men?“

„Wenn Sie mir einen Dollar geben, werde ich Vorkehrungen treffen, daß Sie ihn erhalten.“

„Gut. Hier ist Ihr Geld.“

Der alte Fred nahm den Dollar und ging fort. Einer der Redacteure sagte: „Ich wußte nicht, daß Sie je im Voraus zahlten, Mr. Horst.“

Jetzt vermuthen Sie schon etwas, nicht wahr? Sie werden es gewiß, wenn Sie nicht so einfältig sind, wie ich war. Der Mann sprach jedenfalls Anders mit meiner Frau als Finanz- sachen — wie ich — und eines Tages, wie ich heim kam, war meine Frau mit dem Glenden durchgegangen. Ich war zu arm, ihnen zu folgen. Nach einiger Zeit hörte ich, sie seien in Europa. Wieder nach längerer Zeit erfuhr ich, meine Frau sei todt und der Mann wohne in St. Louis, sei reich und da- her angesehen. Ich kam nach St. Louis, fast als ein „Tramp“. — Der Mann war mit anderen Kapitalisten nach Südamerika gegangen. Ich war- tete auf ihn, denn ich wollte und mußte ihn eines Tages treffen und tödten. Später hörte ich, „er“ sei in New York. Wieder als halber Tramp kam ich nach New York. Auch hier ging es mir schlecht, aber ich fand meinen Mann. Ich hatte eine schwere eiserne Zange bei mir, mit der wollte ich ihn tödt schlagen. Warum? Er hatte mei- ner Frau zum Geburtstag einen emaillirten Gürtel geschenkt. Ein Glied hatte sich verbogen und er brach- te es mit der Zange in Ordnung. Sie hielt den Gürtel, die Zange glitt ab und verlegte sie leicht. Sie lächelte dabei so süß, — von da an wußte ich, sie liebte ihn. Eines Nachts, als ich ihnen einen Artikel bringen wollte, sah ich meinen Mann. Ich folgte ihm. Er ging durch eine einsame Straße nach einer abseits gelegenen Wirt- schaft. Ich wartete draußen. Als er herauskam, sah mir näherte, redete ich ihn an.

„Wer sind Sie?“ fragte er.

„Mein Name ist „Frage“ und Zan- ge,“ erwiderte ich.

„Ich kenne Niemand mit solchem Namen.“

„Nimm dies von Fred Byron,“ sprach ich, und schlug ihn nieder. Die Zange wußte ich an seinem Bart ab. Dann ging ich in meine elende Woh- nung. Am Morgen darauf gab's eine große Sensation! Ein reicher Mann, der reiche Johnson, war ermordet, und es war kein Raubmord, denn nichts von seinen Werthschachen fehlte. Als ich Ihnen diese Nacht meinen Finanz- artikel brachte, wollten Sie ihn nicht nehmen, sprachen von Johnson-Mord und sagten mir, ich solle den Mörder entdeden! Ich war es, der Johnson tödtete! Sie finden die Zange in mei- nem Bett, und wenn Sie die Wahrheit meiner Angaben bezweifeln, so tele- graphiren Sie an R. Brusch, 32 Wall Str., Chicago, und fragen Sie, was er von mir weiß. Er wird kaum arg- wöhnen, daß ich Johnson's Mörder bin, aber glauben, was ich hier ge- schrieben.

Ich habe mein Versprechen gehalten — habe Ihnen einen Artikel geliefert, der Sensation erregen wird. Und nun — adieu.“

Die Zange ward im Bette gefun- den. Auf eine Depesche antwortete R. Brusch in Chicago, er kenne die Ein- zelheiten des Familienunglücks des alten Fred und dieser habe unzweifel- haft den Johnson-Mord begangen. Des alten Fred Sensationsartikel war sein letzter und einziger!

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „

„ \* \* \* „